

Tüll und Kirschlikör von der Front

Wehrmachtsoldaten als ganz private Plünderer: Christian Packheisers Buch über deutsche Heimaturlauber im Zweiten Weltkrieg zeigt auf, dass nicht nur bei SS und Staatsspitze Raub zum Programm zählte. Die Frauen daheim halfen dabei eifrig mit



Nahmen mit, was sie tragen konnten und nicht ihnen gehörte, die deutschen Wehrmachtsoldaten
Foto: Sammlung Berliner Verlag/ Archiv Bergmann/akg-images

Von Klaus Hillenbrand

Israel Korman ist zwölf Jahre alt, als die deutsche Wehrmacht 1939 seine polnische Heimatstadt Radom überfällt und besetzt. Juden wie Korman und seine Familie, die ein kleines Kaufhaus betreibt, gelten fortan als Freiwild – nicht nur für die SS.

Die deutschen Soldaten, berichtete Korman Jahrzehnte später, hätten den Laden betreten und ungeniert zu stehlen begonnen. Er sei dann immer zum nächsten Posten gerannt, um die dortigen Militärpolizisten zum Einschreiten zu bewegen. Doch die Männer hätten ihn nur weggejagt. Nur ein einziges Mal hätten die Polizisten anders reagiert, seien ihm gefolgt und hätten die Diebe vertrieben. „Dieser Laden darf nicht angerührt werden“, hätten sie den Soldaten gesagt und seien auch dabei geblieben, als einige von ihnen darauf verwiesen hätten, dass es sich doch „nur“ um ein jüdisches Geschäft handele. Diese Militärpolizisten, „benahmen sich wie menschliche Wesen“, sagte Korman.

Dass Fälle wie die dauernden Diebstähle bei den Kormans zum Alltag der Besatzer gehörten und keineswegs nur Juden darunter litten, zeigt die erste große systematische Untersuchung über die Soldaten der Wehrmacht zwischen Front, Familie und NS-Regime. Christian Packheiser hat dabei auch Briefe von Frontsoldaten und alliierte Abhörprotokolle von Gefangenen ausgewertet. Daraus geht hervor, dass die Wehrmachtangehörigen häufig so viele Mangelwaren und Luxusartikel nach Hause schleppten, wie sie nur tragen konnten, wenn einer der unregelmäßig gewährten Heimaturlaube anstand.

„In manchen Stellen sind die Soldaten mit Pistolen in Geschäfte hereingekommen, haben sich alles Mögliche genommen und sind dann verschwunden“, berichtete ein Soldat über seine Erfahrungen auf Sizilien. Ein anderer berichtete: „Die sind da einfach in die Bauernhäuser und haben Speck, Cognac usw. rausgeholt. Und die Ostbataillone haben es noch viel schlimmer getrieben. Haben an die Tür geklopft, wenn sie nicht gleich

aufgemacht hatten, oder eine Handgranate eingeworfen.“

Dabei agierten die Soldaten ganz im Sinne der NS-Führung, deren Ziel im Auspressen aller wirtschaftlichen Ressourcen aus den besetzten Ländern zugunsten des Reichs bestand. Nicht viel anders verhielt sich die Staatsspitze: Deren Männer

Mengenbegrenzungen der Mitbringsel in die Heimat wurden schon bald fallen gelassen

übernahmen für ihre privaten Sammlungen ganze Museen und Sammlungen. Und die SS-Männer in Vernichtungslagern ermordeten nicht nur die Deportierten, sondern eigneten sich Teile ihres Besitzes persönlich an, wie eine Studie über Sobibor zeigt. Raub und Diebstahl waren ein konstituierendes Element

des Regimes. Dementsprechend tolerierte der NS-Staat auch Raub und Diebstahl seiner Soldaten.

Die Propaganda begrüßte es sogar, wenn sich die Männer ihren Teil der Beute angeeignet. Anfängliche Mengenbegrenzungen der Mitbringsel in die Heimat wurden schon bald fallen gelassen, der Zoll spielte kaum mehr eine Rolle. Schließlich ging es auch darum, schreibt Packheiser, die Stimmung in der Heimat zu heben.

Als sich der Krieg ab 1941 mehr und mehr in die Sowjetunion verlagerte, fiel die Beute freilich dürrtiger aus als zuvor etwa im wohlhabenderen Frankreich. Manch ein Soldat bereitete seine Liebsten bedauernd darauf vor, dass Seidenstrümpfe bei Minsk nicht zu ergattern seien, aber immerhin Eier, Butter und Speck (derwelt Millionen sowjetische Kriegsgefangene und Zivilisten verhungerten). Mit der Fortdauer des Krieges muhierten die Soldaten gar zu mobilen Versorgern der „Heimatfront“, die unter Versorgungsengpässen zu leiden begannen: Man müsse „den Urlaub

ber als ideales und einfaches Transportmittel ansehen und ihm für seine Angehörigen so viel Lebensmittel mitgeben, als er nur schleppen könne“, heißt es in einem Gesprächsprotokoll aus der Wolfsschanze, dem Kriegshauptquartier Hitlers, vom Juli 1942.

Packheisers akribische Untersuchung zeigt einmal mehr, dass das NS-Regime und der von ihm losgetretene Krieg auf breite Zustimmung in der Bevölkerung bauen konnte, solange diese von Raub, Diebstahl und Plünderungen profitierte. Es verwundert nicht, dass dies auch für die Frauen der Soldaten galt, die ganze Wunschlisten von Gütern an ihre Geliebten verfassten. „Also, Du hast wieder mal für mich etwas gekauft? Tüll hast Du bekommen? Ich bin gespannt. Du musst ja wie ein Packesel hier ankommen“, schrieb Irene G. ihrem Mann vor seiner erwarteten Ankunft aus Frankreich im Juni 1943. „Kannst Du nicht auch noch Likör bekommen, der Kirschlikör ist prima. Ich möchte gerne reichlich solche Sachen haben, wenn Du da bist“, bat Lore G. ih-

ren Mann kurz vor Weihnachten 1940.

Das NS-Regime maß den Urlauben der Soldaten einen hohen Stellenwert zu – auch um die „Heimatfront“ zu stärken, die doch noch angeblich zum Ende des Ersten Weltkriegs den Truppen in den Rücken gefallen wäre. Als sich ab 1942 die Wehrmacht mehr und mehr auf dem Rückzug befand, blieb es bei den Urlaubsregelungen. Nun bekamen die Fronturlauber als Geschenk ein Lebensmittelpaket für ihre Familien – ein Stimulans für die Moral daheim und an den verkürzten Fronten.



Christian Packheiser: „Heimaturlaub. Soldaten zwischen Front, Familie und NS-Regime“. Wallstein Verlag, Göttingen 2020, 533 Seiten, 36 Euro

Ende der Globalisierung

Ivan Krastev zählt zu den meistgelesenen Intellektuellen. In seinem neuen Essay denkt er über die Welt nach der Pandemie nach

Von Fabian Ebeling

Man könnte meinen, dass Intellektuelle in der Covid-19-Pandemie bisher blass geblieben sind. Man könnte aber auch meinen, dass Besonnenheit – ganz besonders in einer Zeit, in der sich täglich Sachlagen verändern können – die bessere Wahl ist, statt Halbgareres rauszuhauen.

Im März 2020 setzte sich der bulgarische Politikwissenschaftler Ivan Krastev also hin, isoliert im bulgarischen Landhaus eines Freundes, und schrieb auf, was er über die Pandemie denkt. In „Ist heute schon morgen?“ wie die Pandemie Europa verändert“ sucht er nach Mustern, mit denen der kommende Gesellschaftswandel in Europa zu beschreiben wäre.

Das ist ein spannendes, auch ein schönes Vorhaben, und als Leser*in wird man auch nicht enttäuscht von Krastevs vorsichtigem

Optimismus, der trotz kräftezehrender Weltlage immer wieder durchscheint. Auf dem Weg durch diesen Essay begegnet man allerdings erwartbaren Denkfiguren aus dem Kanon der Geistesgeschichte, die sich im Pandemieszenario anbieten, etwa Jeremy Benthams Panoptikum oder Carl Schmitts Ausnahmezustand. Wäre nicht Krastevs Movens, diese Figuren immer wieder gegen den Strich zu bürsten, sie lüden fast zum Überlesen ein.

Manche Argumente des Textes wirken in ihrer Konstruktion etwas weit hergeholt: Eine kenianische Studentin überlebt das Attentat auf das dortige Garissa University College 2015 nur, weil sie schnell die Koranverse auswendig lernt und aufsagt, die auch ihre muslimischen Kommiliton*innen im Angesicht der Hinrichtung durch Al-Shabaab-Milizen rezitieren und die verschont bleiben.

Diese Nachahmungslogik – entlehnt vom französischen Sozialpsychologen Gabriel Tarde – ließe sich auch auf die Reaktionen un-

terschiedlichster Staaten auf die Pandemie beziehen. Dass die Ebenen hier etwas durcheinandergeraten, ist vielleicht der Schnelllebigkeit dieser Tage geschuldet.

Davon abgesehen diagnostiziert Krastev aber zu Recht, dass entlang der Pandemie ohnehin bestehende Missstände zutage traten. So beschreibe der „Mittelschicht-Luxus“ Social Distancing zum Beispiel die schiefen Klassenverhältnisse in Europas Gesellschaften – nicht alle könnten sich eben die Isolation im Landhaus in den Bergen gönnen. Das Problem sei nur, dass es für Pandemien keine so ausgeprägte Erinnerungskultur gebe wie für, sagen wir mal, Kriege. Deswegen bleibt es offen, wie Gesellschaften nach der Krise mit diesen Schiefheiten umgehen werden.

Eines scheint jedenfalls festzustehen: Das Virus „verheißt“ ein Ende der Globalisierung, wie wir sie kennen. Schaut man auf die genaue Bedeutung des Verbs „verheißten“, also „nachdrücklich, feierlich in Aussicht stellen“,

so lässt sich vermuten, dass Krastev dem nicht ganz unglücklich entgegenschaut. Oder doch anders? Das ist die Krux: Krastev ist kein Autor der lauten Worte, er schreibt gegen den Populismus an, gegen die dicken Mittelfinger, die Leute wie Viktor Orbán der EU zeigen, aber manchmal wünschte man sich vielleicht doch eine noch schärfere Positionierung des Autors.

Zwischen den Zeilen schwelt bei Krastev ein Konflikt unter den europäischen Mitgliedstaaten, in denen illiberale Züge zutage treten. Eine Option deutet sich in diesem Bändchen aber an: Liberale Demokratien müssen weniger Globalisierung wagen, ohne aber ihren Liberalismus abzulegen.

Darüber hinaus ist es ohnehin nötig, den Liberalismus neu zu denken, der ja an den Nationalismen und Imperialismen der Geschichte nicht unschuldig ist. Krastev lädt zu diesem Nachdenken ein. Antworten müssen wir freilich selbst suchen.



Ivan Krastev: „Ist heute schon morgen? Wie die Pandemie Europa verändert“. Aus dem Englischen übersetzt von Karin Schuler. Ullstein Verlag, Berlin 2020, 96 Seiten, 8 Euro